

Die Jakobneuhartinger Runde

FORUM FÜR EINE KONSTRUKTIVE POLITISCHE MEINUNGSBILDUNG IM ZEITALTER DER GLOBALEN KRISE

25. Runde

25. Januar 2009

Die Evolution und das Zusammenleben (2)

Weiterführung des Themas der 18. Runde

Welche Art von Zusammenleben brauchen wir Menschen, um uns dauerhaft wohl fühlen zu können? Claus stellte drei Thesen auf:

1. Wir brauchen vor allem kleine, überschaubare Gruppen wie Familien und Dörfer, und mehr von dem, was wir heute „Matriarchat“ nennen.
2. Wir brauchen künstliche Foren für „kulturellen Wettkampf“.
3. Wir brauchen in diesen Gruppen die Möglichkeit, miteinander bewusst an unseren Emotionen zu „arbeiten“.

Wie kann man diese Forderungen begründen außer mit dem Hinweis darauf, dass man entsprechende Bedürfnisse in sich selbst verspürt? Kann man solche Bedürfnisse auf „Veranlagungen“ zurückführen, die wir unserer Stammesgeschichte verdanken?

Überschaubare Gruppen

Zu diesem Thema wurden bereits in der 18. Runde Robin Dunbars Untersuchungen der „Neocortex-Gruppe“ zitiert: Die Größe der sozialen Gruppe, in der jeder jeden kennt und auch weiß, in welcher Beziehung jeder Einzelne zu jedem anderen steht, korreliert mit der Größe des Neocortex der jeweiligen Species. Für die Größe der menschlichen „Neocortex-Gruppe“ lässt sich daraus eine Obergrenze von etwa 150 Personen ableiten. Für den Zusammenhalt solcher Gruppen genügt der persönliche Austausch im „Getriebe des zwischenmenschlichen Umgangs“. Um mehr als 150 bis 200 Menschen zusammenzuhalten, werden unpersönliche hierarchische Strukturen nötig: Vorgesetzte, die Anweisungen erteilen, eine Polizei, die dafür sorgt, dass die Regeln des sozialen Umgangs eingehalten werden.

Natürlich ist das „Getriebe des zwischenmenschlichen Umgangs“ auch in kleinen Gruppen von allerlei Rangunterschieden und anderen Ungleichheiten geprägt. Die „Gleichberechtigung“ scheint eine ebenso neuartige Menschenidee zu sein wie das individuelle und von der Gruppe unabhängige „Ich“. Selbst in einer Gruppe von Gleichberechtigten bleibt das individuelle Ich nicht von „politischen Rangeleien“ (zwischen den verschiedenen individuellen Ansprüchen) verschont. Gerade als „Individuum“ – „Unteilbares“ – kann sich der Mensch sogar in der kleineren Gruppe, die von der „Mitteilung“ lebt, besonders unwohl fühlen und den Drang verspüren, sich in die Anonymität – die „Namenlosigkeit“ – z.B. einer Großstadt zu flüchten, um im eigenen Namen unangefochten zu bleiben. Das Individuum möchte das Recht genießen, seine „inneren Angelegenheiten“ selbst und ohne „Einnischung von außen“ zu regeln, und die Freiheit, sich von „den Anderen“ zu

unterscheiden, ohne Gefahr zu laufen, als „fremd“ eingestuft zu werden – was in der Anonymität einer „Massengesellschaft“ leicht zu haben ist, weil das persönliche Fremdsein hier ja der Normalfall ist. Unter Fremden lassen sich dann nach eigenem Ermessen angenehme, „passende“ Kontakte knüpfen, die allerdings, wenn sie intensiviert werden, wieder zum altgewohnten „Getriebe“, zu den Rangeleien und der Politik der Kleingruppen zurückführen. In der Anonymität kann das Individuum die Tatsache ausblenden, dass es Teil einer Gemeinschaft bleibt – es kann sich „unpolitisch“ geben und (vielleicht) früher oder später feststellen, dass es das auf Dauer gar nicht aushält. Es wird dann (vielleicht) ein Bedürfnis entdecken, sich einer Gemeinschaft anzuschließen oder selbst eine zu gründen, in der das eigene Ich als „eines von uns“ mitgeteilt und wahrgenommen werden kann, und diese Gemeinschaft wird eher klein und überschaubar sein.

Was wir „Matriarchat“ nennen

konnte diesmal nicht mehr zur Sprache kommen. Im Zusammenhang mit den „kleinen, überschaubaren Gruppen wie Familien und Dörfer“ klingt bei dem Wunsch nach „mehr Matriarchat“ vielleicht der Wunsch nach jener Wärme und Geborgenheit mit, die wir als Kinder erfahren (oder schmerzlich vermisst) haben, der Wunsch nach dem Bergenden und Nährenden, dem Heimatgebenden und Einigsein, oder auch der Wunsch nach anderen „Regeln“ für die Beziehungen zwischen Frauen und Männern – jedenfalls der Wunsch nach einer Gemeinschaft, die nicht ständig zum Wettkampf und zum Verteidigen des eigenen Besitzstandes zwingt.

Der Wettbewerb

ist wahrscheinlich kennzeichnend für alle Lebensgemeinschaften. Wir erfahren ihn zwiespältig: Als kreatives Spiel der Ideen einerseits, als brutalen Ausscheidungskampf andererseits. Insbesondere in unserer eigenen Gesellschaft können wir beobachten, welche erstaunliche kulturelle Entwicklung, welchen Fortschritt (im Sinne einer „Aufwärts“-Entwicklung) uns der Wettstreit der Ideen gebracht hat, und welche furchtbaren Ungerechtigkeiten die Konkurrenz um Lebensgrundlagen.

Der Ausscheidungskampf – die „natürliche Auslese“ – galt lange Zeit zusammen mit der zufälligen Mutation der Erbanlagen als das evolutionäre, das fortschrittliche Prinzip schlechthin, und manche Zeitgenossen, die sich selbst wahrscheinlich stark fühlten, vertraten die Auffassung, dass dieses Prinzip auch in der menschlichen Gesellschaft am besten für einen gesunden Fortschritt Sorge. Diese

Auffassung – man nennt sie etwas unglücklich „sozialdarwinistisch“ – blendet die Tatsache aus, dass der evolutionäre Fortschritt mindestens im selben Maße ein „Zusammenpassen“ und „Zusammenwirken“ braucht; wenn man bedenkt, dass der Komplexitätsgrad unserer Biosphäre durch die Evolution *zugenommen* hat, darf man wohl sagen, dass das Prinzip der Kooperation sogar ein klein wenig überwiegt. Allerdings geht der Kooperation das Lernen voraus, nämlich das Ausprobieren neuer Möglichkeiten, das Herausfiltern dessen, was sich bewährt, und das Verlassen dessen, was sich nicht bewährt, also der „Ausscheidungskampf“ der Ideen im Feld der planetaren Realität, die sich dadurch immer weiter verändert und immer neue Möglichkeiten in den Bereich des Realisierbaren bringt.

Kein Wunder, wenn das Prinzip des Wettbewerbs auch in der Welt des Menschen gültig bleibt. Der *zwischenartliche* Wettbewerb, also der „Kampf ums Dasein“ innerhalb der Natur, scheint hier jedoch kaum noch eine Rolle zu spielen – unsere natürlichen Konkurrenten sind (momentan) weitgehend besiegt. Der Wettbewerb ist zu einem *innerartlichen* geworden: Wir konkurrieren *untereinander*. Diese *intraspezifische Selektion* gibt es auch im Tierreich, insbesondere in der Form der *sexuellen Selektion*, also des Wettbewerbs der Individuen um Geschlechtspartner.

Während der *zwischenartliche* Wettbewerb den Arten Informationen über die natürliche Umwelt einprägt, erzeugt der *innerartliche* Wettbewerb nur ein Wissen über die eigenen Artgenossen. Ist, wie beim Menschen, fast nur noch der innerartliche Wettbewerb wirksam, entfremdet sich die Art als ganze der Natur und entwickelt sich „auf eigene Rechnung“ weiter. Dass dies auf Dauer zu realitätsfremden „virtuellen“ Parallelwelten und kritischen Instabilitäten führt, erleben wir heute unter anderem in dem, was wir die „Wirtschaft“ nennen.

Sich als Teil einer sehr großen, nämlich der *globalen* Lebensgemeinschaft zu verstehen und nicht nur untereinander, sondern mit der ganzen Evolution zu kooperieren, ist die dringende Forderung unserer Zeit. Der Wettbewerb muss im Bereich dieses Bewusstseins weitergehen – wir brauchen einen Wettbewerb der Ideen für unsere „Wiedervereinigung“ mit der Natur und die „Neugründung“ einer globalen Interessensgemeinschaft, und wir brauchen eine Vielfalt kleiner Bereiche, in denen diese Ideen erprobt werden können, damit der evolutionäre Lernprozess weitergehen kann. Alle „gefährlicheren“ Wettkampfgelüste sollten – so die Forderung – in spielerischer und ritualisierter Art in dafür zur Verfügung stehenden Foren ausgelebt werden können, um kreativ oder belebend wirken zu können.

Emotionen

bestimmen unser Zusammenleben maßgeblich. Sie sind ein Teil des „Wissens“, das uns die Stammesgeschichte mitgegeben hat und das wir nicht bewusst abwägend, sondern spontan – *sympathisch* oder *antipathisch* bewegt – „anwenden“. Solche stammes-

geschichtlich überlieferten Reaktionsmuster beherrschen auch uns „aufgeklärte“ Menschen noch weitgehend – schließlich waren sie ja noch bis vor kurzem „erfolgreich“.

Angeichts der immer zweifelhafteren „Erfolge“ unserer Zivilisation sind wir genötigt, diese Überlieferungen und Erbschaften auch in unseren emotionalen Befindlichkeiten aufzuspüren und gegebenenfalls zu „bearbeiten“. Wir können die „Verantwortung“ für unsere inneren Antriebe (*Emotionen*) nicht mehr allein der Natur überlassen – wir werden uns selbst erziehen müssen. Das funktioniert wohl am besten in der Auseinandersetzung innerhalb unserer Lebensgemeinschaften, wenn wir mit unseren Gewohnheiten, Empfindlichkeiten und Leidenschaften aneinander geraten. Es erfordert allerdings ein entschlossenes „starkes Ich“.

Wohin gehen wir? Wer führt uns an?

Wir sind immer noch Nomaden. Es gibt jedoch auf dem Erdboden keine Weiden mehr, die nicht schon von einem Konkurrenten abgegrast werden. Und doch sind wir weiter auf der Suche nach neuen und fetteren Weiden, und seien es nur „Augenweiden“ und andere neue, erquickende oder erleuchtende Erfahrungsbereiche, wenn die alte Heimat „nichts mehr hergibt“. Unser Nomadentum hat sich gewandelt, wir wollen irgendwie „höher“ hinaus. Immer mehr von uns verstehen sich als *geistige* Nomaden, auf der Suche nach neuen Möglichkeiten – auch für Gemeinschaft und Wettbewerb.

Die Wanderung geht weiter, und die Wege verzweigen sich immer mehr – wer soll sich da noch auskennen? Wer oder was kann uns führen?

Wir werden gewiss auch starke, charismatische Führungspersönlichkeiten brauchen, die uns helfen, unsere Kräfte zu bündeln und auf ein gemeinsames Ziel auszurichten. Aber was schützt uns vor der *Ver-*Führung? Es muss wohl ein „starkes Ich“ sein *in jedem von uns*, stark an Einsicht, Verantwortungsbewusstsein und Entschlossenheit, auch inmitten starker Emotionen. Übrigens: Auch wer sich entschließt, das *Ego* zu überwinden oder dem *Teufel* zu widerstehen, der uns einreden möchte, wir könnten uns „aus eigener Kraft“ erlösen, beginnt dies ja aus Einsicht und mit der Entschlusskraft seines Ich-Bewusstseins und wird, wohl oder übel, *selbst* stark sein müssen.

E.W.

Ein paar Assoziationen zu „Stammesgeschichte“

Nomadentum: Dort hin gehen, wo es „was gibt“, wo was Besseres zu finden ist, „Fort-Schritt“, Tourismus, Okkupation, Imperialismus, Mitläufertum, „mainstream“;

Wettbewerb: Ideen und Methoden vergleichen und weiterentwickeln, „es besser machen“ (besser für wen?), „Eifer-Sucht“, Dominanzgehab, Ellbogenmentalität – aber auch die Sicherheit bietende, ritualisierte Unterwerfung, sich dem Stärkeren anschließen, um so auf der Gewinnerseite zu sein;

Lebensgemeinschaft: Solidargemeinschaft, Hilfsbereitschaft, „peer groups“, „Männerbündnisse“, „Vetternwirtschaft“, „Seilschaften“, Sippenhaftung, Fremdenhaß, Mobbing, Faschismus.

Die Jakobneuhartinger Runde ist ein kleines, örtliches aber offenes Forum, in dem ein besonnener und konstruktiver Diskurs über die Zukunftsfähigkeit der menschlichen Gesellschaft gepflegt werden soll mit dem Ziel, unser Denken einem zuversichtlichen und zukunftsweisenden Handeln dienstbar zu machen. Dazu lädt ein: Ernst Weeber, Frauenneuharting, Tel.: (08092) 863145, eMail: ernst.weeber@t-online.de; Internet: www.langelieder.de/jakob.html